

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 5-6

Artikel: Englische Kultureindrücke
Autor: Schoch, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grund, weshalb es unsereinem schwer wird, in diesen Fragen das Wort zu ergreifen: wir möchten nicht als Kampfgenossen von Leuten auftreten, die für Forderungen der christlichen Sittenlehre nichts übrig haben. Die christliche Lehre prüft und mißt mit ewigen Maßstäben auch unsern Rechtsstaat, unsere Verfassung, unsern Patriotismus. Die Auffassung, daß wir Pfarrer dazu angestellt seien, dem Staat eine Stütze zu sein (dem Thron oder der Demokratie), ist unrichtig auch da, wo der Staat den Pfarrern das Gehalt auszahlt, denn er ist hier nur Verwalter eines Kirchengutes, das er in Verwahrung genommen hat und dessen Zinsen er der Kirche schuldet. Wir haben unsern Auftrag von Gott, nicht vom Staat, und haben Christen zu erziehen, nicht staatsfromme Bürger.

6. Die aufrichtigen christlichen Antimilitaristen aber müssen wir bitten, doch ja nicht zu denken, daß wir Nichtantimilitaristen eine Spur von Wohlgefallen am Kriege haben. Nicht das ist es, was uns von ihnen scheidet, sondern daß wir nicht sehen, wie im Staats- und Völkerleben die Gewalt entbehrt werden kann. Uns ist das Knallen und Bombenwerfen ebenso ein Greuel wie ihnen. Wir leiden genau ebenso wie sie unter der Unlösbarkeit des Gegensatzes zwischen Notwehrtragik und christlichem Sittengesetz. Vielleicht mehr als sie, denn wir wissen ja keinen Rat. Uns ist jener letzte Ausweg, den es für Menschen aus derartigen schmerzlichen Wirklichkeiten gibt, versperrt: die Flucht in den Wahn.

Englische Kultureindrücke.

Von Hedwig Schuch.

Die Kultur eines Landes ist sein seelisch-geistiger Eigentum. Er umfängt uns schon ehe wir seiner gewahr werden. Stimmklang wie Gebärde schweben uns entgegen oder brechen an uns heran und bringen uns ihre Sonderheit. Die Sprache mit ihrem Hell und Dunkel, Kristall oder Weichheit ihrer Prägung ergießt sich in uns, bringt uns zum Mitschwingen, enttarnt unsere Fremdheit zu Einfühlung. Haltung und Verhaltung dringen in unser gleich Gefäßen offenes Bewußtsein und verfestigen sich zu Eindruck und Urteil.

Rasse und Geschichte eines Volkes wirken aufeinander wie Schicksal und Persönlichkeit, denn eines trägt das andere. Im englischen Bereich quillt das Besondere aus der nordischen Wesensart. Es hat Größe, die auf Macht beruht, Abstand und Kühle, die auf sich selbst verweist, Freiheit, die Raum beansprucht und gewährt, Spannungen, die selbstverständlichen Ausgleich finden. Sie verwirklichen sich in den Außen- und den Innendingen. Was im Engländer Stadt und Land, praktisches Handeln und seelisches Sich-Breiten auswiegt und verbindet, ist seine Gelassenheit und überlegende Besonnenheit allen Lebensdifferenzen gegenüber. Bedürfnisse, die sich melden, rufen und schaffen Mittel, nicht tastend, sondern mit einer Hand, die gewohnt ist, ins Volle zu greifen. So spinnt

sich von der Stadt als der kalten steinernen Welt rastlosen Handelns vom rechnenden Verstande beherrscht, ein tausendfältiges, unaufhaltsam pochendes Triebwerk von Verkehrskräften: Tram-, Eisen-, Untergrundbahnen, Autobusse, hinaus auf jenes weich geschwungene, unendlich lieblich gebettete Land, wo die tiefen Werte des Lebens zum Klingen kommen. Selbst der soziale Niederbestand, der enger an den Stadtgürtel gepreßt bleibt, entsagt es sich nicht, so weit wie möglich an den Rand zu drängen und enge Gartenstreifen gleich lechzenden Zungen herauszulegen, um etwas Grün und Blumen als Erquickung einzusaugen.

Es fügt sich auch der Widerspruch zwischen der sachlichen Hinwendung aufs Nächstliegende und dem abenteuerlichen Fernsporn in die unermesslichen Grenzen des Reiches, denn das Eigene wird unbeirrbar ins Fremde hineingetragen — überallhin bringt der Engländer seine Umwelt mit — und das Fremde in seinem Sonderwesen, jene sonnevollen Gestalten und Dinge der Kolonien schimmert wie verbotene Träume in dem kühlen, phantomhaft bewegten Kreis von Großbritanniens Hauptstadt. Der englische Geist verliert sich nicht im Unbekannten, immer versteht er, es für seinen Teil an sich heranzuziehen. Das bedeutet ihm Wahrung, aber auch Schranke und Beschränkung.

Im Sozialen ist es die große Geste einiger Zugeständnisse, die schweigend über Unebenheiten hinwegstreicht. Alles Öffentliche, dem Volksganzen Zugedachte, gehört diesem weitgehend. Weit und königlich sind die Parks, wo die vornehme Welt sich bewegt, und der kleine Mann sich ergeht. Für die Feiern der Masse reicht die Oberschicht huldvoll einige Sportsplätze und anderes ausgreifendes, doch kurzes Entgegenkommen hin. Im ganzen Lande öffnen sich die Museen mit vorwiegend freiem Eintritt dem Volke, das bei gedehnter Besuchszeit eifrig zuströmt. Dem eingehender Wißbedürftigen stehen, ebenso unentgeltlich, gut geführte Vorlesungen zu Diensten. Dabei sind diese Museen meistens wirklich genußreich und lebendig, denn bei allem überquellenden Reichtum des Besitzes macht sich immer Anordnung, Gliederung, Beziehung unter den Dingen fühlbar, statt ermüdender und vernichtender Häufung und Wirrnis. Bilder hängen, zumal in der Nat. Art Gallery, mit der gefrorenen Ruhe von Wachtsoldaten unnahbar in streng gehaltenem Abstand, der eine wohlthuende Klarheit über uns legt. Die größte Breite nimmt da die italienische Kunst ein. Sie mag dem Engländer einen Ausgleich, eine Erfüllung bringen, wie der nordische Mensch immer und je sie im Süden sehnsuchtsvoll suchte und mag andererseits mit ihrer feinstarken Klarheit und Formbestimmtheit in seiner Seele ein Verbundenes finden. Eigenes Gestalten jedoch führt ihn zutiefst dem Bildnis, weit mehr als der Landschaft zu. Viel Hofkunst ist dabei in der Malerei, eine aristokratische Wegwendung aus aller Lebenswärme und -mitte, in den Frauenbildnissen die überkultivierte Kostbarkeit von Treibhauspflanzen. Doch die Freude am Einmalig-Menschlichen, am Besondern der Persönlichkeit war schon früher und leidenschaftlicher lebendig. Die Schmuckplastik der Kathedralen zieht immer und immer wieder das menschliche Antlitz heran und wandelt in ihm alle Tönungen der Seele

ab. Dieser Sinn für das Individuelle hat wieder — wo bleibt es im englischen Wesen ohne den spannungslosen Widerspruch — seinen Gegenfuss in der Eintönigkeit des Gebarens, der Haltung und Unterhaltung. Eine Eintönigkeit, die sich dem Festländer wohl am springensten in der Architektur, im Städtebau eindringlich macht. Londons Schönheit beruht vorwiegend auf der Gewalt der Geschichte, die aus seinem Steingeflüste auf uns einströmt mit dem Gegensatz seiner leuchtenden, blumenstrahlenden Parks, auf seiner wohlunterbauten und stolzen Macht. Aber welche fast verzauberte Einförmigkeit, ja buchstäbliche Typisierung ganzer Quartiere wie am Russel Square, die freilich durch ihr adrettes Aussehen die Schablone in Kauf nehmen lassen! Und sind all die ein wenig stumpfen, wenn auch wohlgezeichneten Glockentürme Waren's etwas Anderes als die Multiplizierung einer Eins? Sehen wir uns die Landstädte an, von den Industriezentren zu schweigen, so fliehen wir wie entsetzt vor der unausweichlich uns verfolgenden Einen Form. Es gibt auch schöne Städte in England, die ihr Eigengepräge tragen und es aufrecht zu erhalten suchen. Sie haben Fachwerkbauten, in Chester sogar mit reichem Schmuckwerk und Lauben, voll malerischer Reize — doch — auch darüber schwebt eine leise feine Melodie: die der nur wenig sich zweigenden Senkrechten. Die von den Römern übernommene Anlage in Kreuzform, heute noch häufig mit dem Marktkreuz betont, Wälle, Parks und Fluß, die in die Landschaft überleiten, geben diesen Städtchen das festgefügte Ansehen einer in sich selbst ruhenden Persönlichkeit.

Von besonderem, für uns unvergeßlichen Reiz sind die beiden Universitätsstädte Oxford und Cambridge. Da ruhen die „Colleges“ vornehm wie fürstliche Landsitze und der Meditation zugewandt wie Klöster in Gärten von restlos beglückender Schönheit. Alles ist weit und gepflegt und auf das Lebensmaß des Aristokraten abgestimmt. Gleich Teppichen breiten sich die Rasen zu Ruhe oder sinnendem Wandern ladend. Junge kraftvolle Menschen in heller gesunder Schönheit eilen an uns vorüber, ihren Sportplätzen, ihren Studien zu.

Und diese Menschen schöne findet wieder ihr düsteres Gegenbild in den schmutzigen, zerlumpten Gestalten der Arbeiterdistrikte, wo die Elendigkeit in einem Maße uns vor Augen tritt, von dem uns hierzulande alle Vorstellung fehlt. Erstaunlich, wenn dann aus diesen Niederungen ein Menschliches ersteht, das an Rücksicht und Beherrschtheit, an Abstand und zuvorkommender Aufmerksamkeit auf beste gesellschaftliche Lage Anspruch erheben könnte. Solche zarten Züge und edlen Regungen begegnen dem Fremden überall, wo er eines Hinweises, einer kleinen Hilfeleistung bedarf. Ohne Aufwand, noch selbstgefälliges Pathos rührt sich eine schutzbedachte Hand und verschwindet, sobald sie überflüssig geworden. Der Fremde ist Gast und hat Anspruch auf Schutz und Bedachtsein, hat aber der nationalen Eigenart sich einzufügen. Der Lebenszuschnitt gestattet nicht Abweichungen. Im Gastgewerbe drängt sich der Unterschied zu unsern kontinentalen Verhältnissen starkfarbig auf. Dienerische Zuvorkommenheit tritt zurück, die Arbeit der Angestellten geht unbeugsam ihren Weg. Diese Härte wird wieder gemildert — zumal in den guten

Landgasthäusern — durch einen Einsatz zu intimer Gestaltung des Milieus. Nicht daß sich jene überaus köstliche Pflege fände, die den Dingen in Schweden zuteil wird, aber der nordische Drang nach Entfaltung im Innenraum bringt allerhand rührenden Ausschmuck mit Möbeln, Teppichen, Porzellan, Bronzen, Büchern, welche letztere in ihren repräsentablen Lederbänden die kunstgewerbliche Absicht hervorkehren. Bücher genießen nicht gleichermaßen Ansehen und Schätzung wie bei uns. Sie stehen nicht in der vordersten Reihe der Werte, hochgetragen bloß in einzelnen Namen, die im Scheinwerferlicht der Mode aufblitzen. Geistige Dinge bringen nicht leicht zum Rand empor, der von den Sportsinteressen überkrustet ist. Dies befreit das Leben von jenem Tiefengang und jener Innenspaltung, die unser Wohl und Wehe ist. Es erwächst daraus eine Freiheit und Frische des Daseins, um die wir Jene beneiden und dennoch nicht eintauschen möchten. Was wir jedoch ehrlich bewundern, ist Größe, die Kleines an sich heranzuziehen, Härte, die sich in Weichheit umzubiegen, Selbstgenügsamkeit, die auch Andern genug zu tun vermag.

Schönstes Erleben schenkt uns England in seinen Landschaften und in seinen Kathedralen. Der tiefe und geheime Einklang der Seelen zwischen Landschaft und Volk offenbart sich auch hier. Schon die Ankunft in Dover gibt dies. Im Halbkreis treten die kalten weißen Felsbrüche hart und abweisend zurück. Landeinwärts aber breitet sich jenes sanfte, zart gedämpfte Grün, das an die hingebenden Frauengestalten der englischen Literatur denken läßt. Es legt sich über Rasen, die wie atmend sich heben und senken. Silberbeperlte Schafe weiden über sie hin, Kühe mütterlich schwer und geduldig und stolze, kühne Pferde. Bäume wurzeln, steigen und sammeln sich zu gewaltiger Krone erhaben und adelig. Sie sind so vollkommen, daß sie das Urbild ihres Wesens zu verkörpern scheinen. Die Südküste Dänemarks zeigt ähnliche Gestaltung, doch ihr Ausdruck ist gleichsam heidnisch, von strotzender, leidenschaftlicher, urgermanischer Kraft. Englands Landschaft ist kultivierter, mit einem Zug ins Elegische, das in aristokratischer Abgewandtheit verharrt.

Kathedralen sind das, worin der Mensch sein Bezogensein zum Ewigen über alles Menschenmaß hinauswachsend schaubar macht. Nicht der Andrang zur Welt, der sie mitten aus dem Diesseitsgetriebe aufragen läßt wie der Fels im Meere, bestimmt in England ihre Lage, sondern das In-Sich-Beschlossensein des Mönchslebens, das abseits drängt, in die ruhevollen Arme der Natur sich schmiegt. Das Ringen um Gott und der Hymnus an seine Erhabenheit findet die wechselnden Formen der Stile, die das Leidenssymbol des Erlösers, das Kreuz, zum beharrlich erwählten Grundstabe nimmt. Denn Beharrlichkeit ist englische Stärke und Schwäche, bringt Klarheit und Einheit, entbehrt der schöpferischen Mannigfaltigkeit. Die Eigenart der englischen Kathedrale beruht auf der Linie. Die Masse steht, ausdrücklichsst im Normannischen, in fernhafter Ruhe dahinter. Das Beziehungsgewebe der Linien unterliegt einem durchgehenden Gesetze: daß der namenlose Aufdrang gebändigt und beherrscht sein muß, durch die fein gezogene, sichere Horizontale.

Der Ausdruck dieses Gesetzes trägt sich in gleichförmigem Abgesang vor. Dem Innern ist freiere Entfaltung gewährt. Aus der erdverstrickten Schwere der Romanik erwächst ein immer heftigeres Sehnen nach Licht, bis es zuletzt in Glaswänden die Masse zu einem Schweben von Farben und Linien vergeistigt. Ein Gewölbe ersteht, das wie ein Gebet emporsteigt, um in erbebender Demut sich wie vertropfend zu neigen. Die warme Innigkeit und musikalgetragene Schönheit des anglikanischen Kultes erhält diesen Stätten menschlicher Hingabe an das Göttliche, wie wir sie heute nimmer — vielleicht auch nur noch nicht wieder — zu schaffen vermöchten, eine beglückende Lebendigkeit. Wir nehmen dies Glück in uns herein, wissend, daß es nebst der felsenam befängenden Landschaft mit zum Wertvollsten gehört, was wir von England heimbringen.

Von neurussischen Erzählern.

Von Paul Schmitz, Basel.

Seit geraumer Zeit hat meinen Schreibtisch eine hohe Beige von deutschen Ausgaben z. T. umfangreicher neurussischer Romane geziert. Vorwurfsvoll mahnte mich ihr Anblick bei jeder Gelegenheit, sie endlich zu besprechen. Aber ich kniff immer wieder und je länger ich zauderte, desto fatalere Hemmungen stellten sich ein. Das Wort Turgeniows stieß mir auf von den unbeständigen Russen, die beständig in gasförmigem Zustand sind, und ein anderes Wort vom gedehnten Ächzen, das durch die ganze (immerhin erst gegen 100 Jahre alte) Literatur dieses ewig und unerquicklich zwischen Europa und Asien hin und her geschupften, unseligen Volkes geht. ... Genug, übergenug von diesem gasförmigen Volk und seinem langweiligen, gedehnten Ächzen! Bis zum Überdruß hab ich's einst durcherlebt, bis zu deutlicher Verblödung bin ich einst in diesem Sumpf von Mitleid und Sadismus herumgewatet, den man russische Literatur nennt! Und mich nun in späteren, reiferen Jahren nochmals mit diesem längst überwundenen Zeug befassen — unmöglich, ganz unmöglich, Herr Redaktor!

Ich war drauf und dran, Ihnen die mir zur Besprechung seinerzeit gütigst anvertrauten Bücher mit einem gebührenden Entschuldigungsschreiben zu retournieren, als just eine freundliche Mahnung von Ihnen eintraf, mich derselben doch endlich annehmen zu wollen. Nun, und da faßte ich mir endlich ein Herz, griff mit Todesverachtung gleich nach dem Buch, das mir wegen seiner unförmigen Dicke (775 Seiten) am meisten Angst eingejagt hatte und las mich mit kühnem Anlauf hinein. Die Schleife war glücklich angetrieben und das Weitere folgte beinahe von selber!

Genanntes Buch enthält nicht weniger als dreißig „n e u e E r z ä h l e r d e s n e u e n R u ß l a n d“. Ihre Namen prangen alle auf dem Umschlag, nebst dem folgenden manifestähnlichen Waischzettel: „Rußland spricht aus dem Munde dreißig Dreißigjähriger von Tod, Haß, Hunger, Hoffnung,